



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

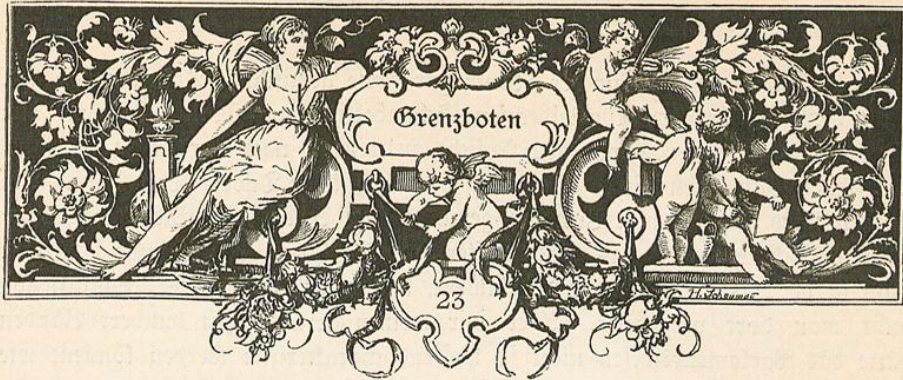
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei Bücher über Politik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zwei Bücher über Politik



Wenn die höchste der Künste lehrbar wäre, dann müßte es heute bei der Überfülle ausgezeichneten Lehrmittel von tüchtigen Staatsmännern wimmeln. Vielleicht wimmelt es auch, und vielleicht steht es eben darum so erbärmlich um den modernen Staat, weil viel Köpfe den Brei verderben. Von Roscher gilt einigermaßen, was Schopenhauer von Goethe sagt, daß es ihm mehr auf die genaue Beschreibung der Dinge ankomme, als auf die Ergründung ihrer Ursachen. Er hätte daher sein Buch*) füglich eine Naturbeschreibung statt einer Naturlehre der Staatsformen nennen können. „Geschichtliche“ setzt er hinzu, weil er die verschiedenen Staatsformen in der Reihenfolge beschreibt, wie sie im Verlauf der Geschichte auf einander zu folgen pflegen. Er handelt ab: das Urkönigtum, die Aristokratie (Ritter-, Priester- und Städtearistokratie), die absolute Monarchie, die Demokratie, Plutokratie und das Proletariat nebst Sozialismus und Kommunismus, endlich den Cäsarismus. Sellinek hat in der Neuen Freien Presse diese Zugrundelegung der alten Kategorien scharf getadelt; die Fülle politischer Lebensformen, wie sie namentlich die Neuzeit hervortreibe, lasse sich darin nicht unterbringen. Das können wir nicht finden; bei allen Wandlungen handelt es sich doch immer darum, welcher Anteil bei der Entscheidung über die öffentlichen Angelegenheiten dem Einen an der Spitze, den Vornehmen oder Reichen und der Masse zufallen soll. Sellinek meint, schon dadurch sei die Unhaltbarkeit von Roschers Auffassung erwiesen, daß nach ihm die drei Haupttypen gewöhnlich gemischt und fast nirgends rein vorkommen

*) Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie von Wilhelm Roscher. Stuttgart, F. G. Cottas Nachfolger, 1892.

sollen, während es doch in der Natur gar keine gemischten Typen gebe. Sa, kennt denn Zellinek die Flügeleidechsen, Schnabeltiere und Maulesel nicht? Um gar nicht von der Darwinschen Ansicht zu reden, nach der es ja keine geschlossenen Gattungen giebt, also auch eigentlich keine Typen geben kann. Am meisten wird Koscher zum Vorwurf gemacht, daß er das moderne Verfassungsleben einfach ignorire; das Sachregister enthalte kaum einen Hinweis darauf. Und in der That, die Wörter Parlament, Kammern, Verfassung, Konstitution sucht man dort vergebens. Aber wir meinen gerade, mit hundert Bänden hätte das Parlamentswesen nicht so treffend charakterisirt werden können, wie mit diesem köstlichen Schweigen; Koscher hat offenbar gar nicht daran gedacht, daß es auf dem europäischen Kontinent (in England und Nordamerika erwähnt er die beiden Häuser) so etwas giebt wie eine Volksvertretung, und dieses Übersehen ist eben naturgeschichtlich begründet. Eher möchten wir es tadeln, daß er sich hie und da zu sehr von oberflächlichen Namensähnlichkeiten leiten läßt, z. B. wenn er in der Entwicklungsgeschichte des modernen Absolutismus Rußland und Swan den Schrecklichen voranstellt, die doch Gott sei Dank noch nicht so ganz typisch sind für Mittel- und Westeuropa; jedenfalls beruht der russische Absolutismus auf ganz andern Grundlagen als der französische und der deutsche. Sodann wird der ungeheuer wichtige Unterschied von Ständestaat und Klassenstaat nicht gebührend hervorgehoben.

Wenn ein Mann von der Welt- und Lebenserfahrung Koschers — er zählt jetzt sechsundsiebzig Jahre —, der mit encyclopädischem Wissen hervorragende Darstellungsgabe verbindet, die Naturgeschichte der Staatsverfassungen und Staatsumwälzungen schreibt, so haben wir eine Fülle des Belehrenden und Interessanten zu erwarten, und diese Erwartung wird denn auch nicht getäuscht. Das Buch ist an keiner Stelle trocken und langweilig; wenig bekannte historische Einzelheiten wechseln mit überraschenden Parallelen, scharfsinnige Folgerungen mit beherzigenswerten Warnungen und Mahnungen, und die drei schön ausgeführten Charakterbilder Cäsars, Cromwells und Napoleons krönen das Ganze. Vielfach klingen uns unsre eignen Ansichten wieder, die freilich selbst zum Teil den frühern Werken Koschers ihren Ursprung verdanken, z. B. in der Erwägung auf S. 230: „Die neuerdings in so vielen Staaten durchgedrungne allgemeine Wehrpflicht hat offenbar einen wesentlichen (sic!) demokratischen Charakter, was selbst durch glänzende Siege wohl nur eine Zeit lang verdunkelt werden mag. Es sind deshalb für die beschränkten Monarchien von äußerster Bedeutung alle die Institute, die dem entgegenarbeiten können. Solches geschieht dann namentlich durch alles, was ein militärisches Standesgefühl und Standesbewußtsein zu erhalten dient. Am leichtesten wird das natürlich bei demjenigen Teile des Heeres erreicht, der noch jetzt aus lebenslänglichen Berufskriegern besteht: also bei den Offizieren; und es ist die Erziehung derselben in Kadettenkorps, das unter Umständen erlaubte Duell-

wesen, überhaupt die eigentümlich entwickelten Begriffe von Standeslehre, das Verbot der Ziviltracht u. s. w. wesentlich aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten.“ In einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Viele von diesen Einrichtungen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bestrebungen der römischen Kirche, in unsrer standeslosen [vielmehr ständelosen] Zeit einen geistlichen Stand wieder herzustellen, auch hier mit dem strengsten Gehorsam gegenüber den Standesvorgesetzten. So entsprechen z. B. den Kadettenkorps die Knabenseminare, dem strengen Heiratskonsense der Eölibat. In beiden Fällen privilegierte Gerichtsbarkeit [die aber für die katholische Geistlichkeit nur beansprucht, nicht zugestanden wird], stete Uniformirung, womöglich gemeinsames Wohnen und Speisen.“ Hier hätte sich auch noch zeigen lassen, wie sich die im Jesuitenorden gipfelnde absolutistische und zentralisirende Gestaltung des römischen Kirchenwesens erst seit dem sechzehnten Jahrhundert und durchaus in Wechselwirkung mit der entsprechenden Umgestaltung der Staaten entwickelt hat, und zwischen dem Jesuitenorden und manchen ihm innerlich verwandten Erscheinungen des preußischen Wesens eine Parallele ziehen lassen. Wie wenig im Völklerleben die Staatsverfassung bedeutet, wie viel, ja wie alles auf Land und Leute ankommt, das tritt recht anschaulich in der Beschreibung der schweizer Demokratie hervor. Einrichtungen, die einen Großstaat mit verwickelter Kultur binnen zehn Jahren zu Grunde richten würden, haben dem Hirtenvölkchen der Urkantone nichts geschadet und den jahrhundertelangen ruhigen Bestand seines Gemeinwesens nicht im mindesten gefährdet. Mit vierzehn Jahren ist der Bub in Niedwalden zu wählen, in Zug und Uri sogar zur Teilnahme an der gesetzgebenden Versammlung berechtigt, natürlich auch heiratsfähig. Für die absolute Gleichheit hätte Moscher noch die Anekdote anführen können, daß, als einmal bei der Tagsatzung, die bekanntlich im Freien abgehalten wird, der Landamman seinen Regenschirm aufspannte, ein Bauer vortrat und sagte: Du, thu dei Regedach abe, wir han au keins. Wenn Moscher das gänzliche Fehlen von Strafanstalten in den Urkantonen, und daß man in Schwyz Verbrecher manchmal nur darum geköpft habe, weil man sie nicht einsperren konnte, zu den Schattenseiten jener urzuständlichen Kleinstaaten rechnet, so sind wir anderer Meinung. Die Einsperrung ist für den richtigen Mann eine weit härtere Strafe als der Tod, und wenn sich der durchschnittliche Deutsche von heute geduldig einsperren läßt, so ist damit eben bloß bewiesen, daß es in Deutschland keine echten Germanen mehr giebt; mit dem bloßen Singen von „Deutschland, Deutschland über alles“ oder mit dem Renommirknüppel wird das erstorbne Urgermanentum kaum wieder lebendig gemacht werden können. Daß ein Mensch, der sich aus Not oder Unbesonnenheit oder Leidenschaft eines Vergehens schuldig gemacht hat, zeitlebens das Brandmal: „hat schon gefessen“ mit sich herumschleppen muß, ist vollends Barbarei. Die Gefängnisse und Zuchthäuser, die zahllosen Gestalten in Sträflingsjacken sind

ein so häßlicher Schandfleck am modernen Staat, wie an der ehemaligen Republik Venedig ihre berüchtigten Staatsgefängnisse, ja ein noch häßlicherer. Denn das Opfer barbarischer Rechtspflege oder Staatskunst früherer Zeiten ward, wenn ihm das Glück der Befreiung noch einmal zu teil wurde, als Märtyrer geehrt, unsre heutige Strafjustiz aber macht alljährlich tausende von Menschen zu Verbrechern und Auswürflingen, die es noch nicht waren, als sie ihr in die Hände fielen. Von dem vor zwanzig Jahren verstorbenen Bey von Tunis erzählt man, er habe allwöchentlich selbst Gericht abgehalten in folgender Weise. Der Delinquent wurde vorgeführt, und ein Beamter trug den Fall vor, und zwar ganz kurz. Darauf sprach der Bey das Urteil, oder vielmehr er sprach gar nichts, sondern machte eine von drei Handbewegungen. Entweder er fuhr sich über den Hals oder machte die Bewegung des Geldaufzählens oder die Haubewegung. Die Köpfbewegung machte er nur selten, fast regelmäßig wurden den Armen Prügel, den Reichen Geldstrafen zudiktirt, und da alles sehr rasch ging, so wurde der Bey an einem Vormittage mit allen Delinquenten der Woche bequem fertig. Ob wir Europäer es wohl mit unsrer verwickelten, unbequemen und kostspieligen Rechtspflege viel weiter bringen als dieser alte Türke mit seiner einfachen, billigen und bequemen, und ob wir uns wohler dabei befinden als die Tunesiser bei der ihren?

Aber kehren wir zu Roscher zurück und vernehmen wir noch kurz, was er zu den Schwierigkeiten meint, die den modernen Staat oder vielmehr die Staatsbürger am meisten bedrängen. Grundsätzlich befinden wir uns in vollster Übereinstimmung mit ihm; die Heilmittel gegen soziale und wirtschaftliche Schäden, die er empfiehlt, sind die auch von uns schon oft empfohlenen, und folgendes Programm einer Umgestaltung unsrer Staats- und Gesellschaftsverfassung ist auch das unsrige: „Es gehört zu den vornehmsten (?) Bedingungen eines gesunden Volkslebens, daß die einzelnen nicht bloß durch das weite, rücksichtslose, eben darum nur zu leicht entweder kalte oder drückende Band des Staates im allgemeinen als ein unübersichtlicher Haufe zusammengefaßt werden, sondern zugleich innerhalb desselben zu eben so viel lebendigen Gruppen organisiert, wie es besondere, mehreren von ihnen gemeinsame Interessen giebt. Solche Gruppen stärken und sichern nicht bloß den in seiner Isolierung meist so schwachen, so vergänglichen Einzelmenschen, sondern sie bilden auch ein wichtiges Volkserziehungsmittel für Erwachsene: durch die nahe und doch wegen ihrer Gegenseitigkeit freiheitliche Beaufsichtigung der Mitglieder, so wie durch ihre, im kleinen Kreise beginnende, stete Übung von Rechten und Pflichten.“ (S. 570.)

Diese Übereinstimmung in den Grundsätzen aber darf uns nicht abhalten, ein paar Mängel in der Darstellung der Thatfachen hervorzuheben, die schon an sich sehr schwer wiegen, doppelt schwer aber bei einem Manne von solcher Autorität und Objektivität. In der — all zu kurzen — Kritik des Haupt-

werkes von Karl Marx verfährt Moscher ganz nach der in bürgerlichen Kreisen hergebrachten Schablone; die Hauptsache: die Geschichte der Anhäufung des englischen Kapitals, erwähnt er gar nicht, und was er so nebenbei von englischen Arbeiterzuständen sagt, scheint zu beweisen, daß er es grundsätzlich ver-
schmäht, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Geradezu verblüffend wirken die zwei Sätze auf S. 586: „Was sich hier [in Beziehung auf Lohnerhöhung] durch Klugheit und Eintracht der niedern Stände erreichen läßt, hat die englische Geschichte des vorigen [!] Jahrhunderts bewiesen: im auffälligsten Gegensatz zu den irischen Verhältnissen. Die Engländer, ein Menschenalter nachher auch die Schotten, haben ihren hohen Lohn selbst verdient, die Irländer ihren niedrigen größtenteils selbst verschuldet.“

Nun sind aber von 1750 ab, wie die Leser der Grenzboten wissen, die Arbeitslöhne in England stetig gesunken und haben um 1830 ihren tiefsten Stand erreicht. Die seitdem eingetretene Steigerung haben die englischen Arbeiter allerdings selbst „verdient,“ aber wie! Sie haben sie in einem fünfzigjährigen Kampfe durchgesetzt, der mit Mord und Brand angefangen hat, mit Arbeitseinstellungen fortgeführt worden ist, der zu einer Organisation geführt hat, die nach einem kaum zwanzigjährigen Frieden heute von allen konservativen und unionistischen Organen Englands als eine unerträgliche, unbedingt zu brechende Tyrannei beklagt und mit unversöhnlicher Feindschaft bekämpft wird. Und nur etwa ein Siebentel der englischen Arbeiter ist des Glücks hoher Löhne und zugleich dauernder Beschäftigung teilhaftig geworden. Zudem lassen sich die irischen und die englischen Löhne deshalb gar nicht vergleichen, weil es sich in Irland, wo die Engländer alle und jede Industrie gewaltsam vernichtet haben, mit Ausnahme des von Engländern bewohnten Ulsters nur um ländliche Tagelöhne und Lumpenpächtereinkommen handelt, in England und Schottland dagegen um industrielle Löhne. Die englischen Ackerbautagelöhner sind heute noch so wenig organisiert und leben noch so elend wie die irischen, unter den Fabrik- und Grubenarbeitern Englands aber befinden sich viele Iren, die keine geringern Löhne beziehen als ihre englischen Kameraden. An dieser Stelle gleicht Moschers Naturgeschichte einer jener alten Landarten, wo an Afrika die südliche Hälfte fehlt und China etwa so groß war wie Schwaben. Aus solcher Verkümmerng des Inselreiches auf dieser neuen Karte erklärt sich auch eine eigentümliche Bemerkung auf S. 587. Der drohenden plutokratisch-proletarischen Spaltung, meint Moscher, mit den von ihm angegebenen Mitteln vorzubeugen, sei heilige Pflicht aller, ganz besonders auch der Fabrikanten, es müßten denn, fährt er fort, „solche Unmenschen sein, wie man sie in Frankreich wohl hie und da bemerkt hat, welche z. B. den Sparkassen gram waren, um ihre Arbeiter nicht allzu unabhängig werden zu lassen.“ Kein Zweifel, Moscher hat, um sich sein Lichtbild von England nicht trüben zu lassen, nicht einmal Brentanos Geschichte der englischen Gewerksvereine in die Hand nehmen

mögen, denn sonst hätte er bei dem Worte „Unmenschen“ doch nicht an Frankreich, sondern zu allererst an die englischen Fabrikungeheuer und ihre nach tausenden zählenden Kinderopfer gedacht, hätte an die Grubenbesitzer gedacht, die sich gegen das Verlangen der Bergleute, für ihre Kinder Schulen errichten zu dürfen, mit Händen und Füßen gewehrt haben, oder wenn es sich bloß um Klassen handelt, an den erbitterten Kampf des gesamten Unternehmertums gegen alle Arbeiterklassen, und wie noch am 16. Januar 1867 ein hoher Staatsbeamter, der Oberrichter Lord Cockburn, die Arbeiter ausdrücklich darauf hingewiesen hat, daß die Gewerkvereine keine Korporationsrechte besäßen, demnach auch kein gesetzmäßiges Eigentum erwerben könnten, Diebstahl an den Vereinskassen also — kein Diebstahl und nicht strafbar sein würde. Dieses Loch in der Landkarte halten wir für bedeutend schlimmer als das Übersehen des Parlamentarismus. Denn seine Soldaten bekommt der König von Preußen mit oder ohne Reichs- und Landtag jederzeit und auf alle Fälle, und ob bei dem fortwährenden Umschreiben unsrer Gesetzesbibliothek den Geheimräten ein paar hundert Abgeordnete helfen oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig. Aber die Volkswirtschaft bleibt die unentbehrliche Grundlage für das politische Leben wie für alle höhere Kultur. Darum sind die volkswirtschaftlichen Fragen von entscheidender Bedeutung für das Schicksal der Staaten und Völker, das moderne Wirtschaftsleben aber ist ohne die genaue Kenntnis des englischen gar nicht zu verstehen.

Diese entschiedne Abwendung des Blickes von England macht dem Altmeister der deutschen Nationalökonomie jenen Optimismus in der Beurteilung der Zustände des niedern Volks möglich, der so charakteristisch für den modernen Liberalismus ist. Von diesem optimistischen Standpunkte aus polemisiert er auf S. 568 gegen einen „gefährlichen prinzipiellen Irrtum“ H. Leos. Dieser „redet davon, daß sich ganz unvermeidlich sehr vieles Elend auf Erden finde, vorzugsweise für die niedern Klassen und in den großen Städten. Gewiß! Nun habe zum Glück die Macht der Gewohnheit alle diejenigen, die fortwährend durch dieses Elend berührt werden, mit einer heilsamen Schwielenhaut versehen, wodurch sie eine Menge von Dingen, die uns andern unerträglich sind, leicht ertragen. Auch wahr! Diese Schwielenhaut ihnen abziehen, sei die ärgste Grausamkeit. Hier liegt der Irrtum. Wäre jenes Elend gänzlich ohne Hoffnung des Besserwerdens, so hätte Leo Recht.“ Und hier liegt nun wiederum Roschers Irrtum, daß diese Hoffnung allgemein vorhanden sei. Nehmen wir einen Fall, wo die Schwielenhaut in der allerkörperlichsten Bedeutung nötig ist. Ende April brachte das Berliner Tageblatt folgenden Bericht, gegen den keine Einwendung erhoben worden ist, der also wahr und genau sein wird, zumal da ihn die in 130000 Exemplaren verbreitete Berliner Morgenzeitung und der Vorwärts abgedruckt haben: „In Bukow auf dem Rittergute werden etwa 40 polnische Weiber, sogenannte

Schnitter, beschäftigt. Diese Leute konnten ihre furchtbar schlechte Behandlung nicht mehr länger ertragen, denn sie werden viehisch gemißhandelt; sie beschlossen daher allesammen, zu fliehen, und führten dieses Vorhaben am Sonnabend aus, indem sie mit einem Zuge nach Berlin kamen, um hier Schutz zu suchen. Kaum wurde aber auf dem Gute die Flucht entdeckt, als ihnen sofort ein Telegramm hierher nachging, in dem der Kriminalpolizei aufgegeben wurde, die Flüchtlinge anzuhalten und zu verhaften. Es wurden sofort zwei grüne Wagen nach dem Bahnhof geschickt, und beim Eintreffen des Zuges, mit dem die Entflohenen ankamen, wurden sie samt und sonders als Gefangne nach dem Polizeipräsidium gebracht. Dieser Augenblick soll herzergreifend gewesen sein; die Leute verstehen kein Wort deutsch, und kein Dolmetscher war zugegen, der ihnen hätte zur Seite stehen können; dabei zeigten sie ihre blau und braun geschlagenen, mit fingerdicken Striemen bedeckten Körperteile.“ Was haben diese Leute für Hoffnung? Gar keine! Man lasse ihnen also ihre geistige Hornhaut, daß sie nicht erst Dummheiten machen und fliehen, sondern sich widerstandslos die körperliche anprügeln lassen. Roschers Ansicht ist richtig für die Völker im allgemeinen; das russische Volk kann sich niemals aus eigener Kraft zur Kultur erheben, weil es inwendig und auswendig mit Hornhaut und Schmutzkruste überzogen ist. Aber sie gilt nicht für die unterdrückten Klassen in zivilisirten Staaten, solange die herrschenden Klassen samt dem ihnen verbündeten Staate den Willen haben, diese im Zustande der Unterdrückung festzuhalten. Hier ist das Abziehen der Schwielenhaut durch Schulbildung und Lektüre nicht allein ganz zweckwidrig, sondern zugleich eine solche Grausamkeit, wie wenn ein böser Zauberer dem Stück Eisen, das er mit Feuer und Schmiedehammer bearbeitet, Empfindung einhauchen wollte.*) Auch daß Roscher die Bevölkerungsfrage, die für die Geschicke der mittel- und westeuropäischen Staaten über kurz oder lang verhängnisvoll werden muß, nicht besonders behandelt, erscheint uns als ein Mangel. Daß er ihre Bedeutung gar wohl kennt und würdigt, wissen wir nicht allein aus seinem großen Werke, sondern es geht auch aus gelegentlichen Äußerungen im vorliegenden Buche hervor. So rügt er es, daß die Arbeiter Kinder zeugen, ehe sie deren Unterhalt gesichert haben, und wendet sich gegen die phantastische Vorstellung des Amerikaners Henry George, wenn man nur seine Vorschläge annähme, dann werde die Erde eine ungemessene Zahl von Menschen ernähren können.

Ganz und gar stimmen wir den Sätzen bei, mit denen Roscher auf S. 566 seine Kritik des Sozialismus und Kommunismus beschließt. „Die

*) Eine Frage an die Altertumskundigen: Ist aus Bildern oder schriftlichen Nachrichten zu ersehen, daß römische Sklavinnen bei der Arbeit von den Aufsehern geprügelt worden wären? Viele römische Damen haben allerdings ihre Sklavinnen grausam behandelt, aber dafür, daß Frauen und Mädchen von Männern geprügelt worden wären, kennt der Verfasser dieses Aufsazes kein Beispiel.

Annäherung an die Gütergemeinschaft soll von der Liebe der Reichen ausgehen, nicht von dem Hass der Armen. Wenn alle Menschen wahre Christen wären, dann könnte die Gütergemeinschaft ohne Gefahr bestehen; dann würde freilich auch das Privateigentum keine Schattenseite mehr haben. In der Wirklichkeit halte ich es leider für sehr denkbar, daß uns die Zukunft noch bedeutende Annäherungen an die Pläne des heutigen Sozialismus bringen möchte, vielleicht noch mehr auf kaiserlichem als auf sozialistischem Wege: durch eine sehr gesteigerte Besteuerung, Polizei, Zentralisierung, überhaupt Annäherung an die Staatsallmacht im Innern. Gehen aber diese Entwicklungen vor sich, ohne daß gleichzeitig eine großartige Reform des religiösen und sittlichen Volkslebens den Gemein Sinn verstärkt und veredelt hat, so würde ich eben sie für die vornehmsten (?) Ursachen, Wirkungen, Symptome des Verfalls der neuern Völker halten.“ Bei dem letzten Satze erstreckt sich unsre Bestimmung nur auf die Hälfte. Kann denn von Religion, Sittlichkeit und Gemein Sinn überhaupt noch die Rede sein, wo lauter Zwang und nichts als Zwang herrscht? Und beruht denn dieser Verfall nicht vielmehr auf äußern Verhältnissen, die sich vielleicht ändern lassen, als auf einer Entartung der Menschennatur? Gibt es nicht überall auch heute noch kreuzbrave, thatkräftige, einsichtige, zu allem Guten willige Menschen? Und würde es nicht zu den Aufgaben des im übrigen so vortrefflichen und so inhaltsreichen Buches gehört haben, die Mittel und Wege zu einer solchen Änderung wenigstens anzudeuten?

Der Franzose, der seinem Namen zu schließen deutschen Ursprungs ist, verfolgt in seinem Buche*) einen unmittelbar praktischen Zweck. Er kritisiert den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Zustand Europas mit besondrer Rücksicht auf Frankreich, weist seine Unhaltbarkeit nach und giebt die Heilmittel an. Die gewöhnlichen politischen Streitfragen behandelt er als Nichtigkeiten mit Verachtung. „Wir fahren fort, uns für Wahlangelegenheiten, für Unterrichtsfreiheit, über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, über die Formen der höchsten Gewalt zu erhitzen, als ob sich seit 1840 gar nichts ereignet hätte in Europa. Politik eines verstorbenen Geschlechts (*politique d'outre-tombe*), deren Gespenst die Einfältigen schreckt, während sich die Schlangen seiner bedienen, diese zu leiten.“ (S. 209.)

In der Einleitung entwickelt er seine politische Grundansicht. „Zwei Lehren teilen sich in die Herrschaft der Geister. Nach der einen haben die Menschen mit Freiheit über ihre Einrichtungen zu entscheiden und ihre Oberhäupter zu wählen, nach der andern ist es lediglich das Übergewicht der Gewalt, das beides bestimmt. Die Bewunderer des Absolutismus unterscheiden

*) *La Politique. Principes, Critiques, Réformes* par Th. Funck-Brentano, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, Arthur Rousseau, 1892.

sich jedoch von den fanatischen Radikalen und Kommunisten nur dadurch, daß sie die Freiheit, deren sie sich selber erfreuen, mit Gewalt behaupten, während die andern jederzeit bereit sind, Gewalt anzuwenden, um die Freiheit, die sie fordern, zu erobern. Die zwischen den Extremen hin- und herschwankenden Mittelparteien nehmen zur Gewalt ihre Zuflucht, solange sie sich am Ruder befinden, und schreien nach Freiheit, solange sie nicht im Besitz der Gewalt sind. Das Gebiet des politischen Lebens ist zu weit, als daß es erlaubt wäre, es von einem so kindlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Die beiden Pole, um die sich die Politik bewegt, sind nicht Macht und Freiheit, sondern persönliche und öffentliche Moral.“ Der Verfasser legt dar, wie sich seiner Ansicht nach die Sprache entwickelt, und fährt fort: „Genau auf dieselbe Weise haben sich die Menschen ihre politischen Einrichtungen geschaffen. Kleine gesellschaftliche Gruppen bildeten ebenso viele Kerne gesellschaftlicher Organisation. Diese Gruppen entstanden und erhielten sich dadurch, daß einer auf die Neigungen des andern verständnisvoll einging, daß sie sich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vereinigten und sich dabei einer gemeinsamen Leitung unterwarfen. Diese Leitung ermangelt anfänglich, ganz wie die im Entstehen begriffene Sprache, der Sicherheit und Festigkeit, wird aber mit der Zeit zur regelmäßigen Gewohnheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und aus der sich die öffentlichen Einrichtungen entwickeln.“ (S. 9.) „Wollen zwei Menschen durch gemeinsames Handeln einen Zweck erreichen, etwa einen Baum fällen oder einen großen Stein wälzen, so muß der eine die Arbeit leiten und der andre sich leiten lassen; handelt jeder nach seinem eignen Kopfe, so bringen sie nichts fertig. Diese Vereinigung zu gemeinsamem Handeln ist nur eine einfache Erfüllung des sittlichen Gebots: liebet einander und helfet einander! Sollen aber aus dem gemeinsamen Handeln bleibende Rechte und Pflichten entstehen, so muß es selbst zur dauernden Gewohnheit werden. Nur dann kann jeder von beiden auf den andern rechnen, wenn dem ersten die Leitung als sein natürliches Recht, dem zweiten der Gehorsam als seine natürliche Pflicht erscheint. An dem Tage, wo der zweite widerspenstig oder der erste lässig wird, werden sie mit einander in Streit geraten und zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen, der eine, um seine Autorität, wie er es nennt, aufrecht zu erhalten, der andre, um wieder zu gewinnen, was er seine Freiheit nennt. Dieser einfache Fall veranschaulicht, welche Rolle die Moral, die Gewalt und die Freiheit in den Beziehungen der Menschen zu einander spielen.“ (S. 11.) Die Freiheit wird hier doch ein wenig zu niedrig geschätzt und zu dürftig aufgefaßt.

Auf solche Gewohnheiten also, die unter dem Druck der Nöte des Lebens aus einfacher sittlicher Empfindung hervorgehen, beruhen die Sitten, beruhen alle Rechte und Pflichten, beruhen die Staatseinrichtungen. Nur darf daraus nicht die falsche Folgerung gezogen werden, daß der Staat, weil er aus der

Wirksamkeit einzelner Moralgrundsätze entspringt, nun hinwiederum die Aufgabe habe, die Menschen tugendhaft zu machen. Kein Mensch hat ein Recht, vom andern Nachsicht oder Selbstverleugnung oder Aufopferung zu fordern; Tugenden lassen sich nicht durch Befehl erzwingen; wie das Genie, so entzieht sich auch die Tugend der öffentlichen Gewalt. (S. 16.) Diesen Zusammenhang zu verstehen, darauf kommt in der Politik alles an. Dieses Verständnis aber ist mehr Sache natürlicher Begabung als sorgfältiger Schulung. „Ein Schenkknädelchen, wie Katharina die Zweite, hat das Zeug zu einem Staatsmann ersten Ranges, während kenntnisreiche Männer als Minister nichts als Dummheiten machen.“ (S. 37.) Der Verfasser hat da die erste mit der zweiten Katharina verwechselt, wie denn solche kleine tatsächliche Irrtümer, namentlich wo es sich um Deutschland handelt, bei ihm nichts Seltnes sind, aber mit dem, was das verunglückte Beispiel zeigen soll, hat es trotzdem seine Richtigkeit. Es ist nach Junck vorzugsweise das Verkennen dieser einfachen Verhältnisse, was die verzwickte und unhaltbare Lage der heutigen europäischen Menschheit verschuldet; von diesem Standpunkte aus kritisiert er nun die Leistungen des modernen Staats auf den verschiedenen Gebieten seiner Thätigkeit und macht Reformvorschläge. Er behandelt, immer vorzugsweise mit Rücksicht auf Frankreich, die Gesetzgebung, die Kongresse (der Antiflavereikongress wird mit dem Hohn gezeißelt, den er verdient), die Arbeiterfrage, die soziale Frage, die Krisen der Industrie und des Handels, die Finanzen, das Unterrichtswesen, die Verarmung der mittlern und das Elend der untern Klassen, das Steuer- und Zollwesen, die Staatsschuld (deren Tilgung gehört zu den Forderungen Juncks, von denen er sagt, daß wenn sie nicht erfüllt würden, man den Völkern *lasciate ogni speranza* zurufen dürfe), die Beziehungen des Staats zu Religion und Kirche, die Beziehungen der europäischen Staaten unter einander und die Kolonialpolitik; den Schluß bildet das Kapitel: „Die sozialen und die politischen Hilfsquellen Frankreichs.“

Der Reichtum des Buches an treffenden Beobachtungen und glücklichen, praktisch verwertbaren Gedanken ist so groß, daß eine Auslese schwer fällt. Wer würde Junck z. B. nicht beipflichten, wenn er auf S. 101 sagt: „Unter allen Formen des Wahlrechts ist das allgemeine, geheime und direkte unstreitig das beste, weil es die Wünsche des Volks am klarsten zum Ausdruck bringt. Aber diese Wünsche auf dem Wege der Gesetzgebung erfüllen zu wollen, würde unter allen Arten von Politik die allerschlechteste sein.“ Nicht die oft unverständigen Wünsche und Forderungen von Volksmassen und Interessentengruppen habe der Gesetzgeber zu erfüllen, sondern seine Aufgabe sei es, die Ursachen zu erforschen, aus denen ihre Nöte und ihre Unzufriedenheit entspringen, und diese Ursachen zu beseitigen. Nur an dreien der von Junck behandelten Gegenstände wollen wir zeigen, wie er den politischen Fragen gegenübersteht.

Freihandel und Schutz Zoll, meint er, seien beides „Chimären.“ Da jedermann Produzent und Konsument zugleich sei, so könne keine Maßregel zu Gunsten irgendwelcher Produzenten ergriffen werden, wodurch sich nicht ganze Volksmassen als Konsumenten, und keine zu Gunsten der Konsumenten, wodurch sich nicht andre Volksmassen als Produzenten bedrückt fühlten. Bei sogenannter Handelsfreiheit sei der Landwirt keineswegs frei, sein Getreide zu verkaufen*), wenn es ihn mehr kostet, als es auf dem Markte gilt, und aller Zollschutz nütze dem Gewerbetreibenden nichts, wenn ihn der Staat mit Steuern erdrücke. Werde der Zuckerfabrikant durch Ausfuhrprämien in den Stand gesetzt, seinen Zucker im Auslande billiger zu verkaufen als daheim, wo er durch den Schutz verteuert wird, so werde das Volk im ganzen durch diese Art Schutz nicht bereichert, sondern geplündert, indem man die Ärmern eines Teils des ihnen gebührenden Zuckers beraube. Aufgabe der Steuer- und Zollpolitik sei, dem Kleingewerbe im Innern, der Großindustrie im Auslande lohnenden Absatz zu sichern, eine Aufgabe, von der es uns freilich zweifelhaft scheint, ob sie von der Politik überhaupt auf die Dauer gelöst werden kann; die Politik allein ist es auf keinen Fall imstande. Da ferner jedes Gewerbe durch Steuerdruck erschwert werde, so sei wohl zu beachten, was so oft übersehen werde, daß auch die Zölle nichts andres als Steuern seien, Steuern, die an der Grenze erhoben werden. Den vielgepriesenen Brauch der französischen Stadtgemeinden, ihr Geldbedürfnis mit einem hohen Oktroi zu bestreiten, verurteilt Junck als höchst drückend und ungerecht und wegen der kostspieligen Erhebung aufs schärfste. Vor allem habe sich die Steuer- und Zollpolitik davor zu hüten, daß sie die ohnehin mit beklagenswerter Schnelligkeit fortschreitende Zerstörung des Kleingewerbes noch beschleunige. Nicht allein schneidet, wie er richtig ausführt, eine Großindustrie, die das Kleingewerbe zerstört, sich selbst die Wurzeln ab, weil ihr nur ein kaufkräftiger Mittelstand einen zuverlässigen Stamm von beständigen Abnehmern sichern kann,*) sondern mit dem Kleingewerbe schwindet auch die Gesellschaftsmoral, und seine Zerstörung bedeutet die Auflösung des Staatsorganismus.

*) Vorläufig droht gerade den größten Großindustriellen und Grundbesitzern von der Zerstörung des Mittelstandes noch keine Gefahr. Der englische Landlord sieht den englischen Ackerbau gleichmütig zu Grunde gehen; denn mit den Überschüssen, die ihm die städtische Grundrente abwirft, kauft er in Nordamerika ganze Quadratmeilen, läßt sie von Tagelöhnern bearbeiten und verkauft den Weizen nach Europa — in welches Land, das ist ihm gleich; Brot aber hat nicht allein der Mann des Mittelstandes, sondern auch der Proletarier nötig. Für den einflußreichsten Teil der Großindustriellen aber sorgen die von ihnen beeinflussten Regierungen mit ihrer Nützungspolitik, die ihnen alljährlich großartige Aufträge sichert. Daher sind diese Herren gleichgiltig gegen die Zerstörung des Mittelstandes. Eine gewisse Höhe des Vermögens erhebt über die Wechselfälle des Lebens — bis zur Katastrophe; die Katastrophe sucht man durch ein Mittel abzuwenden, das sie herbeizuführen am allerkräftigsten wirkt, durch — stete Vermehrung des Militärs.

Das ist nun der Punkt, von dem aus der Verfasser die Arbeiterfrage beurteilt, die sich, wie er ganz richtig bemerkt, nur durch die Zerstörung des Bauern- und des Handwerkerstandes zur sozialen Frage erweitern kann. „Einige hundert Großgrundbesitzer, Großindustrielle und Großhändler auf der einen, einige Millionen Lohnarbeiter und Gesinde auf der andern Seite sind gar keine Nation; sie sind nur zwei zusammenhanglose Haufen von Reichen und von Armen. Dagegen kann ein Volk, das nur aus Bauern, Handwerkern und kleinen Krämern besteht, die erste Nation der Welt werden. Was unterscheidet die Großindustrie vom Handwerk? Das eigentümliche der großen Unternehmen ist die Unmöglichkeit persönlicher Beziehungen zwischen dem Oberhaupt und seinen Leuten, während der Handwerksmeister, der kleine Kaufmann mit allen seinen Untergebenen täglich und stündlich intim verkehrt. Die großen Unternehmer haben keine Fühlung mit ihrem eignen Personal und zu niemand Beziehungen als zu einer meist ausländischen Kundschaft; einer engern Verbindung der Großindustriellen und Großhändler unter einander steht meistens der Interessengegensatz im Wege. Daher können sie kein Material abgeben für ein festes soziales Gefüge. Im Kleingewerbe dagegen sind die kleinen Kräfte, je schwächer sie sich vereinzelt fühlen, desto mehr auf gegenseitige Unterstützung angewiesen; Meister und Gehilfen fühlen sich solidarisch verbunden, beide ziehen wechselseitig Vorteil von einander, vervollkommen sich gegenseitig und schaffen in Gemeinschaft mit allen übrigen Gewerbetenossen jene mächtigen örtlichen Industrien, die durch die Vollendung ihrer Erzeugnisse aller Konkurrenz des Auslandes trotzen.“ Der Verfasser hat hier ohne Zweifel das berühmte Pariser Kleingewerbe vor Auge, das nach dem Zeugnis auch deutscher Kenner bis vor kurzem diesen Charakter trug und sich nicht allein durch die Vollkommenheit seiner Produkte, sondern auch durch ein musterhaftes Familienleben und durch das schönste Verhältnis zwischen der Meistersfamilie und den Lehrlingen auszeichnete. In den letzten Jahren jedoch sind diese trefflichen Leute mehr und mehr von Unternehmern abhängig geworden; wie in England die Fabrik, so frist in Frankreich, wie auch Junck ausführt, das Magazin das Kleingewerbe auf; die tüchtigen Pariser Handwerker sinken zu „Hausindustriellen“ nach Art der schlesischen Weber und der thüringischen Spielzeugmacher herab. „Diese wohlgefügte Masse — fährt der Verfasser fort — bildet sowohl in wirtschaftlicher wie in sozialer Beziehung die eigentliche Grundlage des nationalen Lebens.“ (S. 219 bis 220.) Genauer gesprochen: die Hälfte der Grundlage; die andre Hälfte ist der Bauernstand. Daher gereicht es den Völkern zum Verderben, daß die Lehrlingschaft mehr und mehr der Lohnarbeit „jugendlicher Arbeiter“ weicht. Die Lehrlingschaft bildet ein wichtiges Stück der geschichtlichen Überlieferung. Wie in den Familien Sitten, Grundsätze und Anschauungen vom Vater auf den Sohn, so werden in der Werkstatt mit den Kenntnissen und Fertigkeiten auch Sitten und Grundsätze vom Meister auf den

Lehrling vererbt. Verliert sich die Tradition aus dem Schoß der Familien, so geschieht es auf Kosten des Volkscharakters, und mit dem Ende der Lehrlingschaft versiegt die Lebenskraft des Handwerks. Ja die Tradition kann schon in einem einzigen Gewerbe nicht abreißen, ohne daß auch die übrigen Gewerbe von der Zerstückung ergriffen würden; das ist eine verhängnisvolle Wirkung der Solidarität zwischen den einzelnen Gliedern des sozialen Leibes. (S. 181.)

Demnach ist die ganze moderne Sozialpolitik nur Kurpfuscherei, und eine recht schädliche dazu. Was soll, fragt Fund, die Beschränkung der Arbeitszeit für einen Sinn haben? Wenn der Staat gewisse Vergnügungen verbietet, so läßt sich das unter Umständen rechtfertigen; aber wie kann man irgend jemand die Arbeit verbieten? Kriechen Kinder etwa zum Vergnügen in einen Kohlenschacht, oder arbeiten Frauen und Mädchen zum Vergnügen die Nacht hindurch in der Fabrik? Will ihnen der Staat die Arbeit verbieten, so muß er ihnen den Unterhalt gewähren, den sie sich durch ihre Arbeit verdienen. Die übrigen Geseze aber, z. B. die Versicherungsgeseze, haben weiter keinen Erfolg, als daß sie den Gegensatz von reich und arm allen erst recht zum Bewußtsein bringen und den Krieg beider Parteien gegen einander förmlich organisiren. Die Zwangsversicherung steigert den Haß auf beiden Seiten; den der Armen, weil das, was gewährt werden kann, hinter den wach gerufenen Ansprüchen weit zurückbleibt, den der Reichen, weil sie es als eine Ungerechtigkeit empfinden, für wildfremde Menschen bezahlen zu müssen, die sie nicht kennen, die sie nichts angehen, und gegen die sie keine Verpflichtung fühlen. Nicht anders verhält es sich mit der Koalitionsfreiheit; das Endergebnis der englischen Gewerkvereinentwicklung ist ein wohlorganisirter Krieg zwischen den beiden Klassen der Unternehmer und der Arbeiter, die einander mit unverföhlichem Haße gegenüber stehen. Demnach bleibt die Auflösung dieser neuen Klassen und die Wiederherstellung des Kleingewerbes die einzige Lösung der sozialen Frage; sollte diese nicht möglich sein, dann giebt es keine. Bei der fortschreitenden Zerstörung der Mittelklassen kommt noch folgender Umstand in Betracht. Bestünde die Fabrikarbeitschaft nur aus Leuten, die nichts besseres kennen, und die sich nur zu untergeordneten und einförmigen Arbeiten eignen, dann würde sie, wenn auch vielleicht hie und da aus Not unzufrieden, so doch nicht grundsätzlich rebellisch sein. Aber in sie strömen fortwährend die Deklassirten ein, die der Zerstörungsprozeß des Mittelstandes von einer höhern Stufe hinabwirft, und die von Haus aus Ansprüche auf besseres machen. Ferner, auch das ist noch zu erwägen, giebt es sowohl unter den aus dem Bürgerstande wie unter den aus dem Proletariat stammenden Arbeitern solche, die zu einer höhern Art von Arbeit befähigt sind oder wenigstens zu sein glauben, und diese sind notwendigerweise unzufrieden. Von diesen beiden Klassen wird dann auch die zuerst genannte Klasse rebellisch gemacht, die es von selbst nicht geworden sein würde.

Was aber diese Rebellion ganz besonders befördert, das ist — die Schule. Wir geben nachstehend einen Auszug aus der vortrefflichen Abhandlung Funks über diesen Gegenstand (S. 262). Zwar spricht er nur von der Schule seines Vaterlandes, aber was er sagt, paßt größtenteils auf die moderne Schule überhaupt und geht uns Deutsche um so mehr an, als sich die französische Unterrichtsverwaltung die deutschen Schuleinrichtungen vielfach zum Muster genommen hat.

Unterrichten und erziehen ist zweierlei. Der öffentliche Unterricht befindet sich in den Händen eines besondern Standes und kann daher vom Staate geleitet werden, während die öffentliche Erziehung nichts andres ist als der Kulturfortschritt der Völker, von deren Sitten und Gewohnheiten abhängt und sich der Politik vollständig entzieht. Die Erziehung eines jeden kann nur von seiner Familie und von seinem Berufsstande besorgt werden, von der Umgebung, in der er lebt; unterrichten kann der erste beste. Gewiß kann auch ein Schullehrer auf die Neigungen und Empfindungen seines Schülers Einfluß üben, aber zu glauben, daß er einen solchen Einfluß auf vierzig, sechzig oder hundert Schüler üben könne, ist leere Einbildung. Das äußerste, was die Regierung von ihm fordern kann, ist, daß er durch seine persönliche Haltung und seinen Wandel ein gutes Beispiel gebe; aber dieser Einfluß verschwindet unter den täglichen unmittelbaren Einwirkungen der Familienglieder und Kameraden des Zöglings. Unfre Katechismen der bürgerlichen Moral können so wenig wirkliche Moral lehren, als sie die schönen Empfindungen, von denen sie reden, zu erzeugen vermögen. Man mag Worte wie Aufopferung und Biederkeit mit so viel Kommentaren versehen, wie man will, sie bleiben leere Worte, wenn nicht dauernde Anleitung durch die tägliche Umgebung bewirkt, daß der Zögling diese Tugenden lebt. Weil uns die Formulierung eines Moralgrundsatzes vorzüglich gelungen erscheint, so bilden wir uns ein, wir brauchen den Kindern bloß den Satz einzuprägen, so hätten wir ihnen damit schon die Tugend eingepreßt. Es giebt Menschen, die von den edelsten Empfindungen beseelt sind, aber nicht eine einzige in Worten auszudrücken vermögen; das sind wirklich erzogene, wahrhaft gebildete Menschen. Andre kennen alle Moralgrundsätze und sind dabei jeder edeln Empfindung bar; diese sind nicht allein schlecht erzogen, sondern verderbt. Sie benutzen ihre Kenntnis der sittlichen Natur des Menschen dazu, die wirklich Sittlichen auszubeuten. Außer einer schlechten Erziehung haben sie auch noch einen abscheulichen Unterricht genossen. Mit einem solchen Unterrichte erziehen wir heutzutage ein Geschlecht von Sophisten, Politikern, Hänkeschmieden und Ausbeutern.

Und so wenig der Unterricht Empfindungen zu wecken vermag, die der Schüler nicht von Natur hat, so wenig vermag er geistige Anlagen zu entwickeln, die den Menschen abgehen. Der Unterricht vermag wohl die Anlagen,

die das Kind hat, zu entfalten, aber nicht ihm welche einzupropfen, wenn es keine hat; wie übertriebne Leibesübungen die gesündesten Glieder verrenken können, so zerrütten die übertriebnen Übungen unsrer Schulen die begabtesten Köpfe. Möchte man doch der Einbildung entsagen, daß wir durch Häufung des Unterrichtsstoffs und der Prüfungen aus allen Knaben Genies machen könnten! Ein Genie, das in der Schule nichts als lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, wird ein Pascal, und alle möglichen Kenntnisse, die man einem Dummkopf einbläut, ändern nichts daran, daß er ein Dummkopf ist und bleibt. Jede Kenntnis, die nicht im richtigen Verhältnis zu unsern Fähigkeiten steht, wirkt nicht als Hebel, sondern nur als Fessel unsrer geistigen Entwicklung. Demnach wirken unsre Schulen verderblich von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe; nach zwanzigjähriger Abhegung des Schülers sind seine Ideen dermaßen zerschämert, daß nur noch Splitter davon übrig bleiben, und sein Denkvermögen ist zum Stumpf verstümmelt. Der falsche Fortschritt macht das ganze Volk so nervös wie den einzelnen; und wie bei diesen, so kann auch beim Volke das Ende nur eine Gehirnlähmung sein, die sich durch Größenwahn ankündigt; jeder einzelne wird dazu gedrillt, sich für einen König, für ein Genie, für unsern Herrgott zu halten.

Vierundneunzig Prozent unsrer Volksschüler sind Kinder von kleinen Leuten und dazu verurteilt, selbst zeitlebens kleine und arme Leute zu bleiben. Indem wir ihnen Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, Moral samt Rechtskunde und Volkswirtschaft lehren, können wir damit weiter nichts erreichen, als daß wir bei den einen die Einbildungskraft überreizen und den andern das Bedürfnis nach höherer Ausbildung einpflanzen. Da aber die ungeheure Mehrheit zu einer mechanischen oft sehr unangenehmen Arbeit zeitlebens verurteilt bleibt, so können die geweckten Bedürfnisse und Ansprüche nicht befriedigt werden, und ihre Berufsarbeit erscheint ihnen unerträglich. Zwar zur Unwissenheit und Unbildung früherer Zeiten dürfen wir nicht zurückkehren, der Unterricht muß obligatorisch und allgemein bleiben, aber er muß sich auf die Elemente und die Einführung ins wirkliche Leben beschränken und sich den Bedürfnissen des zukünftigen Standes des Schülers anpassen, daher nicht allein für Stadt und Land, sondern auch für die verschiednen Gegenden, z. B. für die Wein oder Getreide bauenden verschieden sein.

Der heutige Unterricht trägt ganz wesentlich dazu bei, das Kind seiner häuslichen und natürlichen Umgebung, seinem zukünftigen Berufe zu entfremden, die Armen vom Lande in die Stadt, in der Stadt aus dem niedern in einen höhern Beruf zu locken, den Kleingewerbestand aufzulösen; gerade die Arbeiter mit der besten Schulbildung sind die Führer in allen revolutionären Bewegungen. Ja sogar das Bedürfnis nach einer Ernährungsweise, die der Arme nicht erschwingen kann, erzieht man seinen Kindern an. Denn stramme geistige Arbeit erfordert sehr stickstoffhaltige Nahrung; das Kind des Armen,

das zu energischer Denktätigkeit gezwungen wird, kann leicht der Auszehrung verfallen, wenn es diese kostspieligere Nahrung nicht bekommt. Ähnlich verhält es sich mit dem Unterricht auf der mittlern und auf der höchsten Stufe. Er ist für die Ausnahme eingerichtet, nicht, wie er es sollte, für die Masse der Schüler. Die Prüfungen sind eine Pest. Wenn man verlangt, daß der eine Examinand alles das zusammen wisse, was seine sämtlichen Examinatoren wissen, so ist das nicht mehr öffentliche Volksaufklärung, sondern öffentliche Volksverdummung; der Schüler muß durch diese Geistesstortur dumm werden. Auf die Vorschläge des Verfassers zu einer anderweitigen Gestaltung des französischen Unterrichtswesens können wir nicht eingehen.

Die internationale Lage betrachtet Junck von dem bekannten französischen Standpunkte aus: alle Schwierigkeiten entspringen aus der Annexion von Elsaß-Lothringen; darüber noch Worte zu verlieren, wäre Raumverschwendung. Nur eine Bemerkung, die nicht dem von jener fixen Idee beherrschten Gedankenkreise angehört, wollen wir anführen. „Die bevorstehende Überschwemmung Europas durch die Russen wird nicht Wirkung einer ehrgeizigen Politik sein — die russischen Staatsmänner denken gar nicht daran —, sondern eine Wirkung des sozialen Zustandes Rußlands. Nachdem sich Europa durch seine nationalen Leidenschaften und seine blödsinnigen Kriege außer stand gesetzt hat, dem großen Moskowiterreiche die zur Bildung eines Mittelstandes erforderlichen geistigen und moralischen Hilfsmittel zuzuführen, wird die russische Bevölkerung mit Hilfe der materiellen Hilfsmittel, die ihm der Westen in der Gestalt von Anleihen u. s. w. zu spenden fortfährt, diesen dereinst überfluten. An dem Tage, wo Rußland seine Nihilisten zu Statthaltern deutscher und französischer Provinzen ernennen wird, wird es keine Nihilisten mehr haben. Das wird das Ende seiner sozialen Frage — und auch der unsern sein.“ (S. 317.)

Man sieht, die tüchtigen Geister aller Kulturvölker suchen das Heil in derselben Richtung. Sollten ihre Ideen unfähig sein, die Massen zu ergreifen und sich in ihnen zu verkörpern?

